Die Eingliederung des Positivismus als Aufgabe

Von o. Prof. Dr. Otto Höfler

Die Germanistik gehört zu den Wissenschaften, die von Anfang an eine ganze Reihe von Teilgebieten zu einer Einheit zusammenzufassen strebten. Ihr Begründer, Jacob Grimm, hat in seinen grundlegenden Werken über Grammatik und Sprachgeschichte, über Sage und Dichtung, über Mythologie und Rechtsgeschichte, denen er noch Arbeiten über Sittengeschichte, Brauchtum und Lebensordnung anzuschließen gedachte, nicht ein Nebeneinander von unverbundenen „Einzelgebieten" der Kultur geben wollen. Sondern es ging ihm darum, zu erkennen, wie alle diese Schöpfungen des Geistes Glieder eines lebendigen Ganzen bilden — also nicht bloß lose „zusammenhängen", sondern vom Ursprung an zur Einheit verbunden waren: so kein Recht ohne sittliche Lebensordnung und ihre strengen Gesetze, keine bindende Norm der Lebensgestaltung ohne metaphysisches Fundament, wie es sich auch in Mythos, Kult und religiöser Verfassung bekundet, keine Poesie, in der nicht die Gestaltkräfte der Sprache ihren erhöhten Ausdruck fänden — und so fort in einem unendlichen Ineinandergreifen der Manifestationen des kulturgestaltenden Geistes. Wer sich in die Tausende von Seiten des Grimmschen Lebenswerkes mit ihren Hunderttausenden von Belegen und Interpretationen versenkt, der wird sehr bald lernen, daß dieses Streben nach Eingliederung alles Einzelnen in ein allmählich immer deutlicher hervortretendes Ganzes keine Phrase, sondern das Ziel ernster, unendlich mühevoller Forschung ist.

Die Germanistik hat dieses Streben nach Ganzheit — das immer nur Bruchstückhaftes wird erarbeiten können — nie ganz aufgegeben, obwohl der Zwang zur Spezialisierung hier wie überall durch das Anwachsen des Materials verhängt war und ist. Die seelische, geistige und, davon abhängig, die methodische Entscheidung, vor die der Forscher gestellt wird, ist die, ob der Spezialist sich damit bescheiden will, sein Sondergebiet zu isolieren, und, mit gutem intellektuellem Gewissen, die seine Fachspezialität umgebenden Realitäten ignorieren zu dürfen glaubt — oder ob er bei jedem Objekt seiner wissenschaftlichen Forschung, sei es nun umfangreich oder ein scharf umgrenzter Einzelgegenstand, sich bewußt bleibt, daß jegliches Einzelne in einem genetischen und wesensmäßigen Gesamtzusammenhang steht, den zu ignorieren einen Verlust an Wirklichkeitserkenntnis bedeutet.

Die ernsteste Krise, die dieser auf Ganzheit gerichteten Forschungsgesinnung begegnen konnte, brachte der wissenschaftliche Positivismus.

Denn der philosophische Positivismus sprach den prinzipiellen Zweifel aus, ob es überhaupt möglich sei, Ganzheitszusammenhänge von jener Art zu erkennen. Oder er leugnete geradezu, daß solche Zusammenhänge existieren, d. h. in den Objekten wissenschaftlicher Betrachtung selbst gegeben seien.

Die Vertreter beider Spielarten dieser positivistischen Skepsis mußten, wenn sie konsequent bleiben wollten, zu dem gelangen, was man „isolierenden Positivismus" nennen kann: ein resigniertes Nebeneinanderstellen zusammenhangloser Einzeltatsachen (wofür etwa in den historischen Fächern wohl jeder mancherlei Beispiele kennengelernt hat, meistens schon im Schulunterricht).

Noch folgenreicher als dieser isolierende Positivismus aber ist die denselben Namen „Positivismus" tragende Geistesrichtung, die wohl am treffendsten als „mechanistischer Positivismus" zu bezeichnen ist. Dieses geistige System leugnet keineswegs den realen Zusammenhang zwischen den Einzelgegebenheiten in der uns umgebenden Welt. Vielmehr gehen seine Anhänger von der Überzeugung aus, daß dieser Zusammenhang ein mechanischer sei, und da der mechanistische Positivismus — mit vieltausendfach verifiziertem Recht — an die wissenschaftliche Erfaßbarkeit und Kontrollierbarkeit mechanischer Zusammenhänge glaubt, hat er seit seinem Durchbruch wahrhaft welthistorische Erfolge im Theoretischen wie im Praktischen errungen. Die Technisierung der Welt ist eines der sichtbarsten Zeugnisse für diesen Siegeszug.

Der mechanistische Positivismus hat sich aber keineswegs damit begnügt, die — soi disant — mechanische „Seite“ der Welt mechanistisch zu verstehen und zu beherrschen. Sondern er tat einen entscheidenden weiteren Schritt, der ebenfalls weltgeschichtliche Tragweite hatte: Er vertrat und vertritt die ontologische Überzeugung, daß alle „Zusammenhänge“ innerhalb des Wirklichen — einschließlich des Geistes und der Seele — von mechanischer Art seien. (An der grundsätzlichen Fragestellung, wie sie hier behandelt wird, hat sich auch durch die neueste, nachmechanistische Physik nichts geändert.)

Es ist interessant zu beobachten, wie viele von den um methodologische Klarheit ringenden Geisteswissenschaftlern (in der Germanistik wie anderswo), wenn sie von „naturwissenschaftlichen“ Methoden sprachen — und solche für ihre eigene Forschung zu gewinnen suchten —, ganz naiv „naturwissenschaftlich“ mit „mechanistisch“ gleichgesetzt haben — und damit u. a. alle morphologischen, gestalterfassenden Methoden von vorneherein ausschalteten.

Tatsächlich hat der mechanistische Positivismus auf den Gang der Wirklichkeitswissenschaften, auch der Geisteswissenschaften, so tief eingewirkt, wie es nur wenigen philosophischen Systemen der Weltgeschichte beschieden war. Er hat die grundlegenden philosophischen Überzeugungen und Grund-Sätze der Einzelwissenschaften weitgehend geprägt, und nicht weniger ihre praktischen Methoden.

Europa ist der Entstehungsort dieser Geistigkeit gewesen, aber mit fast unwiderstehlich scheinender Kraft breitet sie sich gestern, heute und morgen über den gesamten bewohnten Erdball aus, wenigstens in ihren Konsequenzen. Und sie pflegt mit umso unkritischerer Gläubigkeit blindlings entgegengenommen zu werden, je naiver die Menschen sind, denen diese Weltdeutung als die von der Wissenschaft unwiderlegbar erwiesene und durch handgreiflichste technische Erfolge legitimierte zugebracht wird.

Wer diese Lage ernst nimmt — und dazu scheint uns aller Anlaß gegeben —, der wird sich um die Klarstellung der Gültigkeitsgrenzen des mechanistischen Positivismus bemühen. Diese Aufgabe ist nicht nur der Philosophie, sondern auch allen Einzelwissenschaften gestellt, in denen jener gewirkt und methodische Erfolge erzielt hat. So mag es auch dem Germanisten gestattet sein, etwas von den prinzipiellen Fragen zu sagen, die gerade seine Wissenschaft besonders handgreiflich vor ihn hinstellt.

Der Außenstehende wird sich schwer vorstellen können, daß auch in einer philologischen Disziplin, in deren Mittelpunkt Sprache und Dichtung stehen, „positivistische“ Methoden — u. zw. solche nicht allein des isolierenden, sondern auch des mechanistischen Positivismus — zu zuverlässigen Ergebnissen zu führen vermochten. So konnte die Sprachstatistik Autorschaftsfragen beantworten — wenigstens negativ: Wenn bestimmte Wörter oder Wortformen in einem Werk, dessen Verfasser zweifelhaft ist, in wesentlich anderer Streuungsdichte auftreten als bei einem Autor, dem man es sonst vielleicht zugeschrieben hätte, so konnte ein solches Zahlenverhältnis „exakt“ gegen diese Zuteilung zeugen: Jedoch (was man oft übersah) nur Kleinwörter und wenig bedeutungsträchtige Wörter werden für solche statistisch-mathematische Verfahren geeignet sein, weil sie quantitativ (annähernd!) gleich dicht gestreut sein mögen, und zwar umso mehr der Konformität sich nähernd, je weniger diese durch markante Qualitäten „beeinträchtigt“ wird. Denn niemand wird erwarten, daß etwa in Goethes Werk Wörter wie „Lebenstiefe“ oder „Goldorange“ oder „weitstrahlsinnig“ (so nennt er einmal Herder) in gleicher Streuungsdichte verteilt seien. Gerade auf dieses Qualitative aber käme es in der Geisteswissenschaft von der Sprache und Dichtung „eigentlich“ an — und auf den Geist, der diese Geistesgebilde gestaltet.

Was aber wäre die nicht „mechanische“ und daher nicht mit quantifizierend mathematischen Methoden zu fassende „Seite“ der Weltwirklichkeit (wobei der primitive Ausdruck „Seite“ natürlich höchst unzulänglich ist und deswegen hier unter Anführungsstriche gesetzt wurde)? Ist, was nicht mechanisch geregelt ist wie Gravitation und die „tote“ Materie, dem unkontrollierbaren Zufall anheimgegeben? Wäre dem so, dann allerdings wäre die ihm sachlich gemäße Methode der isolierende Positivismus, der sich dann eben mit dem mechanistischen Positivismus die Gesamtheit des Wirklichen zu teilen hätte.

Oder gibt es im Wirklichen auch Gesetzlichkeiten, die nicht von mechanischer Art sind und trotzdem das Prädikat der Gesetzlichkeit tatsächlich verdienen? Diese Frage wird für die Berechtigung des geistigen Allherrschaftsanspruches des Positivismus entscheidend sein.

Das Abendland, das der Welt die mathematisch-quantifizierenden Methoden (und damit u. a. auch die moderne Technik) gebracht hat, darf für sich in Anspruch nehmen, daß es eine nicht minder wichtige und wirklichkeitserschließende geistige Potenz in der Idee der Gestalt hervorgebracht hat.

Von dieser Potenz, würde ihr die gebührende Entfaltung vergönnt, könnte die „natur-gemäße" Beschränkung des Mechanischen auf den ihm legitim zukommenden Bereich geboten werden. Denn das Mechanische und Quantifizierbare erschöpft nie das Qualitative, das Individuelle, das Schöpferische — ist nicht umfangidentisch mit der Gesamtwirklichkeit, in der in schier unendlicher Fülle Gestaltetes geboren wird. Aber das Zeitalter des Positivismus hat das Gestaltete in einem verderblichen Ausmaß vergessen oder beiseite drängen lassen. —

Um von den unmittelbar gegebenen Problemen meines eigenen Faches auszugehen: Das Wesentliche eines Gedichtes und jedes Kunstwerkes tritt uns erst in dem Augenblick vor das geistige Auge, wo wir es als Gestalt wahrnehmen. Bekanntlich kann man sich lange und gründlich mit einem Kunstwerk beschäftigen, ohne daß dieser geistige Akt eintritt: Man kann sich mit der Datierung, der Sprachform, dem Vokabelschatz, der Autor- und Heimatfrage einer Dichtung, auch einer genialen, sehr eingehend befaßt haben, ohne ihrer als Kunstwerk ansichtig geworden zu sein. Und es gibt einen wissenschaftlichen Asketismus, der gerade diesen „synthetischen" Geistesakt aus der Wissenschaft ausschalten will, weil dieser Akt nicht wirklich wissenschaftlich sei und es auch niemals werden könne. Es fragt sich nur, ob es dann noch lohnte, all die Mühe an die Peripherie eines Phänomens zu wenden, dessen Wesenskern und Lebenszentrum man ignorieren will — oder zu ignorieren sich verpflichtet meint.

Denn jene Art gestaltnegierender Philologie (die in anderen Wissenschaften ihre genauen Analoga hat) fühlt sich keineswegs immer als demütige Dienerin der Kunst, die sich des Zugangs zum Heiligtum unwürdig glaubt und darum im Vorhof zurückbleiben müsse, sondern sie zeigt sich den geistigen Akten jener synthetischen Art sehr häufig im Tiefsten abhold — eben weil sie nicht wissenschaftsfähig seien, Es ist, als forderte jemand, daß sich die Musikwissenschaft allein mit jenen Seiten der Musik wissenschaftlich beschäftigen dürfe, die auch dem Unmusikalischen zugänglich sind, also z. B. Musikerbiographie, Tonphysik, vielleicht auch Beeinflussungs-, resp. Plagiatsnachweise und dergleichen mehr. All das gehört gewiß auch zur Domäne dieser Wissenschaft, aber daß uns das „Wesen" der Sache erst bei der musikalischen Gestalt liegt — die dem Unmusikalischen eben verschlossen ist und ihm niemals geistig bewiesen werden kann: das wird für diesen Bereich kaum von irgend jemandem geleugnet werden, wenigstens von keinem, der auch nur einen Hauch von Musikalität besitzt und je irgendeine musikalische Gestalt apperzipiert hat. Bei den übrigen Künsten liegt dieses Problem ganz analog — und es ist die für die Wissenschaft entscheidende Frage, ob man jeden Typus synthetischer geistiger Akte, wie den, der uns in und über den Einzeltönen einer Melodie eine Ton-Gestalt wahrnehmen läßt, mit zu den dem wissenschaftlichen Geist erlaubten geistigen Vollziehungen rechnet oder nicht: eine Entscheidung von größter Tragweite. Denn von dieser Entscheidung hängt ab, wie viel von dem unserem Menschengeist Zugänglichen die Wissenschaft in ihren Tätigkeitsbereich einläßt oder aber aus ihm aussperrt. Schließt sie das Gestalthafte aus ihrem Gesichtsfeld aus, dann schließt sie sich selbst aus einem unermeßlich großen Gebiet des Wesentlichen aus — und das haben zahllose Gelehrte aus purer geistiger Gewissenhaftigkeit getan, unter ihnen manche große, sogar geniale Forscher, die ihre eigene Begabung zur Gestaltapperzeption (und kein „normaler" Mensch ist ohne solche!) aus ihrer wissenschaftlichen Betätigung verbannten, weil Gestaltswahrnehmung nicht „objektiv" sei wie Mathematik.

Hier liegt das eigentliche erkenntnistheoretische und somit auch wissenschaftstheoretische Zentralproblem unseres Fragenkreises: Ist Gestaltapperzeption nur subjektiv, resp. subjektivistisch, oder verdient auch sie das Prädikat „objektiv",

das allein ihr eine Legitimierung zur Zulassung in die Wissenschaft gewähren kann, wofern diese objektiv sein will?

Diese Entscheidungsfrage eingehend zu erörtern, ist hier offenbar nicht der Platz. So möge ein Beispiel das Gemeinte andeuten: Wenn eine unvorbereitete Menschenmenge ein „schwieriges“ Musikstück, z. B. eine komplizierte Bachsche Fuge, zum ersten Mal hört, so wird voraussichtlich eine große Majorität erklären, dies sei nur ein Tönegewirr, also ein Chaos, keine Gestalt. Und trotzdem wird keiner, dem in einem solchen Fall die Gestaltetheit (die immer eine strenge innere Gesetzlichkeit ist) einmal „aufgegangen“ ist, sich einem Majoritätsvotum dieser Art beugen und denen, die hier nur ein Chaos hören, geistige Objektivität zugestehen, sich selber aber nur einen objektivitätsbaren Subjektivismus. Ich glaube, daß dies prinzipiell für den ganzen Bereich der Gestaltwahrnehmung gilt.

Wie groß aber ist dieser Bereich? Was alles ist als „Gestalt“, resp. als „gestaltet“ in dem hier angedeuteten Sinn zu bezeichnen? Und wie weit reicht die Fähigkeit des menschlichen Geistes, solchermaßen Gestaltetes seinerseits auch als gestaltet zu apperzipieren?

Auf die letztere Frage ist offenbar zu antworten: je nach persönlicher Begabung und Ausbildung sehr verschieden weit. Das Beispiel der Musikalität als der Fähigkeit, Musikgestalten als solche (und nicht als Summe von Tönen) aufzunehmen, kann dies exemplarisch beleuchten. Und daß die angeborene Begabung zur Gestaltwahrnehmung sowohl ausgebildet wie auch unterdrückt und verstümmelt werden kann, öffnet ein unermeßliches Feld pädagogischer Fragen — und Verantwortlichkeiten.

Die andere oben berührte Frage ist die, „was alles“ als gestaltet in dem Sinn einer inneren Gesetzmäßigkeit, welche die Teile zu einer Ganzheit zusammenschließt und das Sosein der Teile bestimmt, zu gelten habe.

Diese Frage führt freilich in die Weite. Daß z. B. ein menschlicher Charakter, sei es ein lebender, sei es der etwa einer Shakespeareschen Figur, eine Ganzheit und eine, wenn auch sich entwickelnde, „Gestalt“ in jenem Sinne sei, wird jeder zugeben, der einräumt, daß es „unmöglich“ sei, daß einem Falstaff ein Teil der Reden und Taten des Percy Hotspur zugeteilt würden — weil sie eben nicht zu ihm „passen“. In diesem „Passen“ aber steckt ein tiefes Problem, das zwar jedem Shakespearefreund und jedem Menschenkenner durchaus bewältigbar erscheinen wird, dessen wissenschaftliche Fassung und Klärung jedoch nur im Bereich morphologischen Denkens möglich ist. So wichtig diese Art von Denk-Akten ist, so sicher ist es, daß sie grundsätzlich außerhalb der Möglichkeiten positivistischen Denkens und Beweisens liegt.

Derselbe Typus von Gestalt-Urteilen, die uns sagen, ob ein Einzelzug eines menschlichen Charakters zu dessen gestalteter Ganzheit „passe“ (also etwa Falstaffs Humor oder Feigheit oder Genußsucht zu Percy Heißsporns Charakter) — dieser selbe Typus von Gestalt-Urteilen wird auch notwendig sein, wenn wir wissenschaftlich vom „Charakter“ einer Kulturepoche, ewa der Gotik oder des Barock zu sprechen haben: daß ein barockes Kunstwerk nicht im 12. Jahrhundert hätte entstehen „können“ oder daß es keine bloße Phrase ist, einem Gedicht und einem Bauwerk des 17. Jahrhunderts dasselbe Adjektiv „barock“ beizulegen und damit zu behaupten, daß ein Gebilde aus Marmor und eines aus Wörtern an der „selben“ Qualität, nämlich dem Barocken, teilhaben könnten: Alle Erkenntnisse solcher Art sind wohl nur einem winzigen Teil der Menschheit zugänglich und wirklich vollziehbar. Aber wo auch nur ein einziger Menschengeist eine echte Gestaltapperzeption (nicht eine suggerierte, selbstsuggerierte oder erheuchelte) vollziehen kann, dort muß es „objektiv“ Gestaltetes sein, was er apperzipiert. Ob freilich alles Gestaltete dem Menschengeist als solches erkennbar ist — wer vermag das zu sagen? Wir werden wohl mit der Möglichkeit zu rechnen haben, daß es Gestaltetes gibt, das die Apperzeptionskraft des Menschen übersteigt. Ob etwa ein Kulturkreis oder eine (relativ!) „geschlossene“ Kultur als Gestalt angesehen werden dürfe und als solche apperzipiert werden könne, ist eine Grundfrage der Kulturmorphologie. Daß hingegen Gestaltetes vom Menschen verkannt oder aber willentlich ignoriert werden kann: dies steht empirisch fest. Und eben das hat der Positivismus getan — oft aus Unvermögen, öfter vielleicht aus intellektuellem Rigorismus. Und er hat damit den Bereich des synthetischen Gestalterfassens, dessen

kein Mensch auch nur einen einzigen Tag praktisch entbehren kann, allzu oft den Minderverantwortlichen oder Verantwortungslosen überlassen, so daß die Folge dieses geistigen Rigorismus die Verwahrlosung einer der wichtigsten Gaben des Menschengeistes geworden ist. Die Gestaltfeindschaft und Gestaltzerstörung moderner Kunst und „Lebensgestaltung" ist wohl nicht zufällig in eben dieser Epoche zum Durchbruch gekommen.

Wenn aber jenes rigoristische Sichabwenden vom Gestalteten auf einem denkerischen Irrtum beruhen sollte, dann wäre es eine ernsteste Pflicht der Wissenschaft, hier Klärung und Heilung zu suchen. Dies erscheint uns als eine ihrer wichtigsten Gegenwartsaufgaben, aus der sich eine unabsehbare Fülle konkreter wissenschaftlicher und erzieherischer Einzelaufgaben ergibt. Und wir glauben, daß dabei nicht ein einziges Forschungsergebnis des Positivismus verloren gehen sollte oder über Bord geworfen werden dürfte. Aber es scheint uns denkbar, daß jedes positivistische Einzelergebnis, das nicht der mechanistischen „Seite" der Wirklichkeit (wenn dieser unzulängliche Ausdruck hier noch einmal erlaubt ist) angehört, sondern dem unter der Herrschaft von Gestaltgesetzlichkeiten stehenden Bereich, niemals ein Absolutes sein kann, sondern einzugliedern sei in einen jeweils umfassenden „Zusammenhang" morphologischer Art. Eine solche Überwindung des Positivismus dürfte keine einzige seiner Errungenschaften ignorieren, sondern hätte sie zu „relativieren" im eigentlichen Sinne dieses Wortes: nämlich sie, statt sie isolierend abzulösen und zu verabsolutieren, vielmehr in Relation zu setzen oder vielmehr als in Relation befindlich anzuerkennen zu gestalteten Ganzheiten — so zur Individualität des Schaffenden (etwa beim Kunstwerk, bei einem sprachlichen Ausdruck oder Ausdrucksmittel), zur Individualität einer schaffenden Gemeinschaft bei den Gebilden überindividueller Kultur, wie es die Sprachen sind, aber auch Kunststile, geschichtliche Institutionen und all die anderen Gebilde, mit denen es die Kultur- und Geisteswissenschaften zu tun haben. Wer gelernt hat, Gestalten bewußt zu apperzipieren, der wird bald die Welt voll Gestalten sehen — nicht nur in der Natur, auch in Kultur und Geschichte. Und wir glauben, daß auf diesem Gebiet Erziehung, Ausbildung und Selbsterziehung möglich ist — nicht anders als im Bereich der Musik. —

Aber wenn das allgemeine Gegenwartsaufgaben der Wissenschaft, der Methodologie und Erkenntnistheorie wie der praktischen Tatsachenforschung und Geistesbildung sind — sind sie auch zu den besonderen Aufgaben gerade der Universität Wien zu zählen?

Wir möchten glauben, daß in der Tat Wien in dieser Dimension des geistigen Gegenwartsgeschehens besondere Voraussetzungen und besondere Verpflichtungen hat.

Einerseits sind die Forderungen des strengsten, bis zur Selbstverleugnung objektivitätswilligen Positivismus gerade hier in Wien in einer Reihe von Disziplinen mit einem Ernst und einer so unerbittlichen Kompromißlosigkeit durchgeführt worden, daß ein geistiges Klima der wissenschaftlichen Strenge und Redlichkeit entstehen konnte, das wir zu den besten und wertvollsten Erbgütern unserer Alma mater zählen möchten.

Anderseits aber ist auch in der Epoche, in der die Durchtechnisierung und Durchmechanisierung des Lebens vielen als Ideal erschienen ist und von noch einer größeren Zahl von Zeitgenossen für ein unabwendbares, unentrinnbares historisches Schicksal gehalten wird, gerade in unserer ebenso skeptischen wie begeisterungsfähigen Stadt eine tiefwurzelnde, vielleicht „instinktive", aber jedenfalls nicht abzutötende innere Gewißheit am Leben geblieben, daß die Maschine nicht der Weisheit letzter Schluß sein könne und dürfe und daß das Mechanische — dies Teilprodukt unseres Geistes — weder die Erde beherrschen darf noch den Menschen. Die Kunst — das Reich der gesteigerten Gestalten — hat uns bei der Rettung dieser tiefeingewurzelten Überzeugung wahrscheinlich mehr stille Hilfe geleistet, als uns gemeinhin bewußt ist.

Es scheint mir eine der großen Möglichkeiten, die diese beiden Traditionsmächte uns gewähren können, daß wir unsern vollen wissenschaftlichen Ernst an die geistige Klärung und die praktische Bewältigung des Problems wenden, wie der Positivismus positiv überwunden werden kann, ohne Preisgabe seiner Gewinne, aber durch relativierende Ein-

ordnung seiner Güter in die Ganzheiten des Lebens, der Kunst, der Kultur.

Es wird kein Zufall sein, daß die Gestaltlehre und Ganzheitsforschung — also das Streben, das Organische und Gestaltete wissenschaftlich nicht minder streng und systematisch zu erfassen als das Mechanische — gerade in Österreich und Wien eine Reihe führender Vertreter hervorgebracht hat. Diese Bestrebungen nach bestem Können und mit ernster geistiger Verantwortung weiterzuführen, scheint uns eine der wichtigsten Aufgaben unserer Hochschulen, und besonders unserer Universität.

VOLKSKUNDE UND POLITISCHE GESCHICHTE[1])

VON

OTTO HÖFLER

DIE Volkskunde ist als eigenes Forschungsgebiet noch so jung, daß ihre Einordnung in das System der Geisteswissenschaften und ihr Umfang bis in unsere Tage umkämpft ist. Wenigstens im abstrakten Programm sind für sie beinahe alle überhaupt denkbaren Umgrenzungen gefordert worden, angefangen von dem bescheidenen Wunsche, volkstümliche Bräuche, Lieder, Spiele und andere Gemeinschaftsgüter einfacher Art systematisch zu sammeln, bis empor zu dem stolzen Anspruch, die Volkskunde solle sich mit allem beschäftigen, was dem Volk gehört und mit dem Volk zu tun hat — ein wahrhaft universales Programm: Denn dann umspannte die Volkskunde ja fast alle historischen Wissenschaften und noch einige andere dazu.

Wendet man aber den Blick von so hochgeschwellten Plänen zu der schlichteren Wirklichkeit der praktischen wissenschaftlichen Arbeit, so findet man bald, daß die Volkskunde keineswegs alle übrigen Wissenschaften, die sich mit dem Volk und den völkischen Werten beschäftigen, zu verschlingen droht, sondern daß sie sich in der Regel nur mit demjenigen Teil des völkischen Gesamtlebens beschäftigt, den man mit dem Ausdruck „volkstümlich" zu bezeichnen pflegt. So sind es im Gebiete der Dichtung besonders Volkslied, Märchen und die sog. „niederen" Gattungen (Rätsel, Spruch usw.), die sie untersucht, und ähnliches gilt auch für die Gebiete der Musik, der bildenden Kunst und der übrigen Bezirke der völkischen Kultur.

So ist es gekommen, daß die Volkskunde als die Wissenschaft von den unteren Schichten zu gelten begann, ja es ist geradezu die Formel aufgestellt worden, ihr eigentlicher Gegenstand sei das „vulgus in populo"

In einer Unzahl von volkskundlichen Arbeiten läßt sich die Anschauung aufweisen, die eigentliche Lebensberechtigung der Volkskunde als einer eigenen Wissenschaft sei darin begründet, daß der Volkskörper selber in zwei wesensmäßig getrennte Teile

[1]) Vortrag, gehalten bei der 1. Jahrestagung der wissenschaftlichen Akademien des NSD-Dozentenbundes in München am 9. Juni 1939. Der Auf-